

Biekenener Familienblätter

Unterhaltungsblatt zum Biekenener Anzeiger (General-Anzeiger).



Offizierstochter.

Roman von Paul Grabein.

(Nachdruck verboten.)

(Fortsetzung.)

„Na denn addio — laß dir die Zeit heute abend nicht allzulange werden.“

„Astrid, schon fürs Theater fertig, sagte es zu Gerda und fügte dann noch hinzu:

„Eigentlich bist du doch furchtbar dumm. Dich selber um ein Vergnügen zu bringen, das dir im Grunde ja auch Spaß macht — leugne es doch nicht! Bloß aus Stolz, aus blödem Stolz.“

Gerda lehnte im Korbsessel und betrachtete die Agraße ihres schmalen Halbshuhs. Nun erwiderte sie, ohne aufzusehen:

„Du kennst mich doch einmal: er soll sich nichts einbilden dürfen.“

„Als ob er das dürfte! Bloß, weil du auch noch zu deinem zweiten Gastspiel gehst. Aber — jeder nach seinem Geschick. Ich freu' mich rasend auf heute abend. Heinz Kessler als Othello — das wird eine Sensation. Sicher! Na, also dann nochmals adieu.“ Sie lächelte die Schwester zum Abschied, im Ueberschwang ihrer hohen Stimmung. „Und ich berichte dir nachher auch alles haarklein, wie es war. — Du, übrigens,“ sie war schon an der Tür, „sollte er heute wieder so nach unserer Lage sehen — so halt' ihn schadlos für dich!“

Und mit ein paar wackeren Wurfen war Astrid hinaus. Anstatt der Schwester wollte nun heute die Mama mit ihr gehen. Othello, ein dasjisches Stück — da konnte auch sie sich ja ruhig im Theater zeigen.

Gerda blieb noch eine Weile in ihrem Zimmer, im Sessel zurückgelehnt.

Das Haus war so still, auch die anderen waren heute fort, da hatte man vollauf Gelegenheit, nachzudenken. Wenn das nur erfreulicher gewesen wäre. Aber diese Einsamkeit in dem Hause wirkte so ansteckend. Ordentlich zum Melancholischwerden.

Was war das für ein Leben! Lohnte es sich eigentlich, überhaupt da zu sein?

Jeden Morgen, wenn man aufstand, fragte man es sich von neuem: Wozu nur? Damit ein Tag sich abrollte, stumpfsinnig, eintönig wie der andere. Ohne inneres und äußeres Erleben. Ja, wenn man wenigstens noch irgendeine richtige Beschäftigung gehabt hätte! Aber das bißchen „Sich-nützlich-machen“ im Hause zählte doch nicht mit, und ewig über einer Handarbeit sitzen wie Edith? Schrecklich!

Auch das Tennisspielen, das einzige, was man hier hatte, wurde einem doch schließlich über. Nur das Reiten machte wirklich Freude. Aber wann kam man mal dazu? Wenn man doch kein eigenes Pferd hatte und also darauf angewiesen war, den Tag abzapfen, wo die „Walfüre“, die

alte Kappstute, die auch vor dem Krümper ging, einmal glücklich frei war.

Und Gerda von Henning seufzte. Langsam sah sie um sich. Ihr Blick fiel in den Spiegel des Ankleideschranks. Der zeigte ihr ihr Bild, zurückgelehnt im Sessel in ihrer jungen Schlantheit, das feine, schöne Antlitz, über dem es jetzt nur wie ein Schatten lag, und die dunklen Augen, in denen ein trauriges Suchen stand.

Ein Suchen — wonach?

Durch ihre Seele ging wieder jenes heimliche Sehnen! heraus aus der Enge hier, hinein ins Leben! In ein glänzendes, reiches, buntschillerndes Leben. In die große Welt. Die gab es doch; es war doch kein bloßer Traum. Tausende waren da draußen, die führten dies bevorzugte Dasein. Jene, die in der Großstadt lebten, wo alles zusammenströmte: Schönheit, Geist, Glanz und Reichtum. Jene, die ein großes Haus führten, interessante Menschen um sich sahen, die erlesene Kunst genossen, wenn sie wollten, und die — wandelte sie die Lust an — in den Zug stiegen und dem grauen Winter entflohen, hinunter dem lachenden Süden entgegen.

Und wäre sie nicht auch dazu geschaffen gewesen, einem solchen Hause vorzustehen, ein solches Leben auf den Höhen zu führen? Warum aber hatte sie der blinde Zufall hier hineingefetzt in die dumpfe Enge, die ihr ein Gefängnis war? In der sie verkümmern mußte, langsam hinwelken, bis der Reiz der Jugend verblaßt war?

Wie eine Angst kam es plötzlich über das Mädchen. Als müßte sie festhalten, was ihr da durch die Fingern gleiten wollte. Und sie sprang auf. Tief atmete sie, in innerster Erregung.

Ihr Blick streifte dabei die prächtigen Orchideen im hohen Stengeglase. Sie liebte diese eleganten, schlanken Blüten mit dem Duft einer fernen Wunderwelt, und seit sie dies einmal im Gespräch zu Peterßen erwähnte, brachte er ihr oft die Lieblingsblumen. Brachte sie noch immer — trotzdem er mit all seinen Aufmerksamkeit keinen Schritt vorwärts gekommen war bei ihr.

Alaus Peterßen! Zeigte sich da nicht der Weg, der sie hinausführte aus ihrem Gefängnis? Er war in der Lage, einer Frau viel bieten zu können. Seine Verhältnisse waren sehr gut, und sie wußte, — er hatte es im Gespräch durchblicken lassen — er hatte selber Freude am großen Leben, hatte weite Auslandsreisen gemacht, er würde seiner Frau einmal nicht zumuten, hier dauernd in dem Nest zu sitzen. Sein Geschäft gewährte ihm viel Unabhängigkeit vom Ort. Also, die Aussichten, die sich da eröffneten, hatten etwas Berlodendes — und dennoch, dennoch —

Ja, wenn sie eine oberflächliche Natur wäre, nur ein Genußmensch. Aber das war es ja eben. In ihr wurzelte tief doch auch das andere: das Sehnen nach einem vollwertigen Gefährten, nach einem Manne von überlegener Kraft, der die Führung übernahm auch in ihrem Innenleben.

Es war das ja vielleicht etwas sehr überflüssiges. Sie verjovollte sich oft selber damit. Altmodisch, rückständig war

ste. Was sollte der Gefühlsballast? Kam man nicht viel weiter ohne ihn? Lehrte sie nicht sogar die eigene Mutter, nur der Stimme der Vernunft zu folgen, das andere brächte doch nur Unglück und Enttäuschung?

Aber doch war jenes andere in ihr, es war das stärkere. Das Erbteil vom Vater offenbar. In ihm hatte der Alltag doch nicht ganz den höheren Zug auflösen können. Von seiner Tüchtigkeit, die nach inneren Werten suchte, war viel auf die Tochter übergegangen.

„Du bist ja doch mein Kind!“ Sie verstand nun das Wort, das er so manchmal mit leisem Stolz vor sich hingegprochen hatte, wenn er sie im Arm hielt. Ja, sie war sein Kind — aber sich zum Glück? Ob sie nun den Weg ging oder jenen — etwas in ihr blieb doch stets unbefriedigt.

Lang Klang der Seufzer durch das stille Mädchenzimmer. So schwer, bellemmend legte sich ihr heute die Luft in dem geschlossenen Räume auf die Brust. Da ging Gerda hinaus, aus dem Haus in den Garten, zu dem erhöhten Sitz an der Mauer.

Hier sah sie und blickte auf die Straße hinaus. Aber da war auch nichts, was sie auf andere Gedanken gebracht hätte. Um die Dämmerstunde wie jetzt zeigte sich kaum noch jemand; und das einzige, was sie hörte, war der einsörmige, schwere Schritt, mit dem drüben vor der Haustür der wachhabende Posten auf und ab ging. Trostlos auch das hier.

Plötzlich aber machte sie ein anderes Geräusch doch aufherden. Ein Nurrendes Ausstoßen auf dem Pflaster — ein wohlbekanntes Laut: da mußte ein Offizier die Straße heraufkommen. Sie beugte sich ein wenig über die Mauerbrüstung vor. Nichtig — da kam Walter Kyllburg.

Nun war er heran. Er schwannte offenbar erst, ob er nicht nur grüßend weitergehen sollte; dann aber verlangsamte er doch seinen Schritt und blieb jetzt vor ihr stehen. Gerade unterhalb ihres erhöhten Sitzes.

„Guten Abend, Fräulein Gerda — so allein hier? Warum nicht auch im Theater?“

Es war ein Forschen in seinem Blick.

„Ich mache mir nicht viel aus dem Othello. Zu viel Leidenschaft. Was fangen wir Modernen damit an?“

„Ja, Sie haben recht. Wir lernen hübsch verständlich sein, jedes unpassende Gefühl beizulegen unterdrücken.“

„Und wir tun mir recht daran. Sie werden es auch schon noch verstehen lernen.“

„Mag sein — das Leben macht ja so viel aus einem.“

Rüde sagte er es, und sie vermieden es beide, einander anzusehen. War es doch das erste Zusammensein wieder zu zweit, nach jener Stunde damals im Walde. Dann aber hob er doch den Blick zu ihr empor.

„Ihre Gedanken waren auch keine freudigen, als ich kam.“

„Wo sollten die auch herkommen?“

Und mit einer verlorenen Bewegung griff sie ins Blattwerk neben sich. So sagte sie nach einer Weile mit leisem Bitterkeit:

„Ich habe philosophische Betrachtungen angestellt, und wissen Sie, was meiner Weisheit letzter Schluß war?“ Er schüttelte den Kopf.

„Die unglücklichsten aller Menschentinder sind die, denen die berühmten zwei Seelen in der Brust wohnen.“

„Ich verstehe Sie nicht ganz, Fräulein Gerda.“

„Nun sehen Sie — zum Beispiel meine Schwestern Edith und Astrid — zwei entgegengesetzte Pole, aber jede etne in sich geschlossene, einheitliche Persönlichkeit.“

Er nickte jetzt.

„Edith, ganz Pflichtgefühl, ich möchte sagen, eine soldatische Natur, könnte nie ganz unglücklich werden, was das Leben auch mit ihr machen würde. Ihre Pflicht und Schuldigkeit tun, auf dem Posten, wohin sie das Schicksal einmal gestellt hat, ausharren, das ist ihr Ehrensache, und das gewährt ihr auch eine stille Befriedigung, die sie alle Entbehrungen ertragen läßt.“

„Da haben Sie wohl recht, und Fräulein Astrid?“

„Ist in ähnlicher Lage, wiewohl gänzlich anders geartet. Aber auch sie hat den Vorzug der Einheit ihres Fühlens und Willens. Auch sie würde sich zurechtfinden in jeder Situation, mit ihrer glücklichen Gabe, das Leben stets von der heiteren Seite zu nehmen. Aber im übrigen ist sie Tatmensch genug, nicht bloß geduldig abzuwarten, was das Schicksal mit ihr vor hat. Sie wird selber ein bißchen nachhelfen. Und sehr klug und geschickt, vielleicht

sogar etwas unbedenklich, wenn nötig. Aber sie kommt an ihr Ziel und wird einmal ganz zufrieden sein. Dessen bin ich sicher.“

Er neigte zustimmend den Kopf. Dann aber sah er Gerda an:

„Und Sie selber?“

„Ja — ich.“ Und ihr Blick glitt ins Weite — in die graue Dämmerung, die hinten in dem alten Garten spannt. „Ich bin eine Doppelnatur. Von jeder der beiden etwas. Das bedeutet immer Konflikte — den ewigen Kampf zwischen Sehnen und Pflicht, zwischen Wollen und Können. Wo soll da Glück, Zufriedenheit herkommen?“

Die Hoffnungslosigkeit, die aus ihren Worten Klang, ergriff ihn in tiefster Seele.

„Gerda!“

Und seine Hand wollte nach der ihren neben ihm auf der Mauerbrüstung greifen. Aber sie schüttelte nur mit stummer Abwehr ihr Haupt und faltete die Hände um das übergeschlagene Knie. So blickte sie still vor sich hin, mit einem Ausdruck trüber, doch fester Entschlossenheit.

Da sah! auch ihm die Hand wieder hernieder, und schweigend stand er neben ihr. Bis der schwere Treitt des Wachpostens drüben vorm Hause ihn an die Situation erinnerte. Er konnte hier doch nicht ewig so stehen. Da begann er wieder zu sprechen. Jemand etwas. Und er knüpfte da an, wo sie sich gestern getrennt hatten.

„Ich war gestern noch eine ganze Weile bei Nasenmüssen.“

„So?“ Sie sagte es immer noch mit jenem verlorenen Blick.

„Es war nämlich ganz interessant, das Publikum dort zu beobachten, während dieser Herr Kehler dort anwesend war.“

„Das kann ich mir denken.“

„Ja, man sollte es nicht für möglich halten, daß Mädchen aus gutem Hause sich so geschmacklos benehmen können. Um sich eines Theaterhelden willen. Es muß doch etwas Besonderes an dieser Art von Leuten sein, das wir gewöhnliche Sterbliche nur nicht zu würdigen wissen.“

Es war, als wolle über Gerdas Gesicht ein Schatten ziehen. Aber dann lachte sie plötzlich leise auf. Er sah sie an, und seine Stien suchte sich.

„Sie lachen über mich!“

„Und sollt' ich etwa nicht?“

Es zuckte in Kyllburgs Mienen wie in innerem Kampf. Dann hatte er das endgültig überwunden, was da seit gestern, ihm selber zum Verger, immer wieder gegen sein besseres Empfinden anging. Und ruhig konnte er ihr nun in die Augen sehen, die ihn noch immer mit einem leisen Berspotten anblickten.

„Sie konnten in der Tat glauben, mich auslachen zu dürfen, Fräulein Gerda? Aber Sie irren sich dennoch.“

„Das müssen Sie mir doch erst beweisen.“

„Bitte, auf der Stelle. Also: ich habe diesem Herrn Kehler gestern allerlei abgehört.“ Er erzählte von der Abfertigung seiner allzu aufdringlichen Verehrerinnen, und schloß dann: „Ich fand das wirklich sehr anständig von ihm. Ich muß überhaupt sagen: der Mann hat mir im Grunde gefallen.“

So, nun hatte er es herausgebracht. Es hatte ihm doch einige Ueberwindung gekostet. Aber er hatte es sich abgezwungen. Wie eine Waise, die er sich selber auferlegt hatte für allerlei Gedankenunrecht gegen den anderen. Und auch ihr gegenüber. Sie sollte doch nicht denken, daß da vorhin heimliche Eifersucht aus ihm gesprochen hatte.

(Fortsetzung folgt.)

Im Voßelsberg.

Von Th. Cellarius.

(Fortsetzung.)

Bilder aus dem Niddertal.

Wenn man von der höchsten Anhöhe von Hesses (Werdenheim) auf einem Fahrweg in südwestlicher Richtung steil bergab gestiegen ist, gelangt man bald in ein immer noch hoch gelegenes, in den fünfziger und sechziger Jahren des vorigen Jahrhunderts noch sehr arnes Dorf; und wer am Spätherbst- oder Winterabend hindurch ging, sah aus den Fenstern seiner armen Häuser den Mocherschein des Lichtbans in die Gasse leuchten. In den tiefer liegenden Orten des Vogelsberges wurde — ehe sich die Petroleumlampe durchgesetzt hatte — ungeläutertes Leindöl für die zylinderlosen, klei-

nen Lichter gebraucht. Das war durchaus keine glänzende Beleuchtung! Aber die Leute oben waren froh, wenn sie Del für ihre Stalllichter und Laternen — und zum Schmelzen ihrer rauhen Kartoffel- und Mehlspeisen hatten! Deshalb blieben sie dem aus den großen Wohnungen des Gebirges leicht und fast kostenlos zu gewinnenden Lichtspan treu, der schon den Anvorderen die Nacht erhellt hatte. Während seines Verweilens inmitten der Wohnstuben über einem Kibel voll Wasser, in das seine Abfälle fielen, mußte er unangeseht von einem der Hausgenossen bedient werden.

Alle Männer und Knaben, auf deren Hilfe beim Verdienst nicht gerechnet wurde, hatten dadurch ihre nützliche Beschäftigung, indessen die übrigen Glieder der Familie spannen, Vössel schützten oder Körbe flochten. Von diesem Dorfe an senkt sich der Fahrweg allmählich, um in rascher Aufeinanderfolge durch zwei weitere Dörfer zu führen, ehe er an der Staatsstraße endigt, die den stark von Handelsjuden bewohnten Marktflecken Gubern mit dem Kreisstädtchen Schotten verbindet. Das letzte dieser an dem Fahrweg gelegenen Dörfer ist das größere und wohlhabendere; und durch seine von der Ridder durchzogene Gemarkung, die im Grunde fruchtbar ist, streichen die Gebirgsflüsse schon bedeutend milder als eine Stunde weiter oben. Das Dorf besteht aus einer langgestreckten, von dem Fahrweg gebildeten und dem Bach folgenden, Baustraße, die in der Mitte von einer kurzen Gasse durchkreuzt wird. An diesem Punkt, dem Hauptplatz des Dorfes, steht die Kirche; und wenn man her an ihrer Schmalseite herziehenden Gasse, der Pfarrgasse, folgt, ist man bald an den letzten größeren Häusern angelangt. Zur Linken sind es zwei Bauernhäuser; zur Rechten stand bis zum Schlusse der sechziger Jahre noch das alte, stattliche Pfarrhaus. Es hatte schon einer großen Folge von Pfarrleuten, die mit der in früheren Zeiten, besonders in solchen Häusern üblichen, großen Kinderschar aequiert waren, als geräumige Wohnung gedient — einem dieser Geistlichen hatte es sogar noch Raum zu einer Erziehungsanstalt für Knaben geboten — aber als es erbaut wurde, hatte es sich nicht träumen lassen, daß es als Pfarrhaus enden würde. Es soll nämlich früher ein Jagdschloßchen gewesen sein; und man konnte ihm keine unerschöpfliche Vornehmheit auch noch anmerken, trotz der durchaus unaristokratischen Schar von Pfarrbuben und Mädchen, die sich jetzt darin herumtrieben. Stattlich und würdig sah es mit seiner Vorderseite auch dann noch jedem Herannahenden entgegen, als es, der Gebirgsseite seines Alters wegen, hinten schon mit harken Stützen versehen war. Hinter diesen Häusern setzt sich die immer enger, steinigere und steiler werdende Gasse noch ein Stückchen fort, es liegen noch kleine Häuschen zur Rechten wie zur Linken, ehe sie am Eingange des zum Pfarrhaus gehörigen schönen Grasgartens endigt, in welchem an einem hohen Balkenbäume, sowie an etlichen Birnen- und Pflaumenbäumen in guten Jahrgängen auch Früchte reifen, zur Freude der jeweiligen Pfarrkinder.

In diesem Dorfe, in dieser Gasse habe ich einst Bild um Bild in mich aufgenommen und sie im Gedächtnis bewahrt; aus welchem Grund die nun folgenden „Bilder aus dem Riddertal“ aufsteigen werden.

Allein die dazu gehörigen Menschen sind schlichte Leute; Bauern und Dörfler, Dorfkind und Arme, die vor den Tären um ein Stücklein Brot baten.

Nicht zu vergessen der Pfarrersleute, die auch schlicht — im besten Sinne des Wortes — sein oder werden mußten, wenn sie der Gemeinde etwas sein wollten.

Wer also von so schlichten Leuten nichts hören mag, lege ruhig diese Blätter beiseite!

Ein Abschied.

Ein strahlender Augustmorgen im Jahre 1858 war bis zur zehnten Stunde vorgeschritten. Das war eine Stunde, in welcher während des Sommers das Dorf gewöhnlich wie ausgestorben schien, wenn sich nicht gerade die Schule entleerte, oder ein leeres Erntewagen ratternd hinausfuhr. Heute war es anders! Man sah Männer und noch viel mehr Frauen und Mädchen, die alle kein Arbeitsgeräthe in den Händen trugen, von der Hauptstraße über die Ridderbrücke nach einem Hümmen, abseits von der Straße etwas erhöht lebenden Bauerubaus gehen.

Was mochte diese Leute, die sich so schwer von der drängenden Erntearbeit loszureißen pfliegen, veranlassen, es jetzt zu tun? Eine Beerbigung, die einzige Feier, die auch am Werktag vorgenommen werden mußte, war es nicht, denn alle Leute trugen Alltagskleider. Aber dennoch war ein Abschied die Ursache und zwar voraussichtlich einer auf Nimmerwiedersehen. Eine Mutter mit vier erwachsenen, wenn auch noch recht jugendlichen Kindern — von welchen das zweite ein Sohn und die anderen Töchter waren — schied sich an zur Reise über das große Wasser, und die Leute, die kamen, wollten den Scheidenden ein letztes Lebewohl sagen. Das waren in einer Linie Leute, die ihnen immer nahe gestanden hatten: Verwandte, Freunde und Väter der Kinder, aber auch solche, denen erst die naheende Scheidestunde das Bewußtsein der Zusammengehörigkeit mit der aus der Doriaemeinschaft scheidenden Familie geschächt hatte. Und auch an bloß Neugierigen, welche die Sacht, etwas Auhergewöhnliches zu erleben, das Wohlgefallen an Nühstrenen hergetrieben hatte, fehlte es nicht.

Die zur Auswanderung bereitete, in den mittleren Jahren lebende Frau war seit neun Jahren Witwe, und trotzdem sie es weder an Fleiß noch an Sparsamkeit hatte fehlen lassen, war seitdem

die Not langsam aber unerbittlich an sie herangetreten; und die Not des Lebens war es, die sie zwang, die Heimat zu verlassen.

Zu den reichen Bauern hatten sie und ihr Mann nie gehört, aber ebensovienig zu den armen. Sie hatten sich schlecht und recht durchgeschlagen, bis Krankheit und in ihrem Gefolge Doktor- und Apothekerrechnungen ins Haus gekommen waren. Vor allem aber hatte nach ihres Mannes Tod dessen Arbeitskraft gefehlt, durch welche vorher das bühnen Wohlstand hatte bestehen können! Die Kinder im Alter von 5—10 Jahren waren noch keine Stütze für die Witwe gewesen — so früh diese auch im Bogelsberg zu aller möglichen Arbeiten herangezogen werden! Die ältesten hatten das Vieh an die Weide getrieben, allein zur Feldarbeit mußten oft Tagelöhner genommen werden; und wenn auch der damals übliche Tagelohn uns heute äußerst gering erscheint, kostete er doch die Witwe mehr, als sie entbehren konnte. Man muß bedenken, wie rar damals das Geld in der Welt war und wie wenig gerade für die Produkte, die der Bogelsberg ausführt, bezahlt wurde!

Als noch ein Rißjahr und Anhalid mit der Viehnacht dazu kam, mußte die Witwe ihren Besitz mit einer Schuld belassen, die durch allerlei unansehbare Kniffe des Handelsjuden, bei dem sie — in Ermangelung reeller Hilfsquellen — das Geld geborgt hatte, rasch unverhältnismäßig stark anwuchs, so daß sie und ihre nun herangewachsenen Kinder das ganze Jahr in der Furcht vor dem Juden zugebracht und nur für diesen gearbeitet hatten.

Schon mehrmals hatte sie ihrem in jungen Jahren nach Amerika ausgewanderten Bruder ihre Not geklagt, aber dieser, in der neuen Welt praktisch und vermögand geworden Mann, war nicht willens gewesen, ihren wankenden Besitz mit seinen Mitteln zu halten. Das verbot ihm einerseits die Rücksichtnahme auf seine eigene Familie und andererseits die Ueberzeugung, daß sich für seine jungen Verwandten bessere Möglichkeiten zum Vorwärtskommen in Amerika bieten würden als auf dem kleinen Gut, auf welchem sich die Mutter nicht halten können. Dementsprechend schrieb er seiner Schwester: „Verkaufe alles was du hast, bezahle die Schulden und komme mit Deinen Kindern herüber. Das ist der beste Rat, den ich für Dich habe. Deine Kinder sind jung, kräftig und unversehrt; solche Leute kann man hier brauchen! Du bist auch noch jung genug, um etwas leisten zu können, und Ihr werdet Euch hier, wo Euch kein Gläubiger drückt, wohler fühlen als zuhause. Deine Töchter werden ihre Tactien machen und zwar um so bessere, je tüchtiger und häuslicher sie sind. — Diese Eigenschaften gelten hier als Vermögen — und wenn die Männer bekommen, die viel Geld verdienen, können sie seidene Kleider und goldene Brotschen, Uhren und Ketten tragen wie meine Frau.“

An einem Familienbild, das der Onkel einmal geschickt hatte, hatten die Witwe und ihre Kinder den Schmuck am Anzuge der Schwägerin und Tante gebührend bewundern können, denn auf den Photographien, die damals aus Amerika in bäuerliche Familien kamen, war immer der Goldschmuck durch Goldfarbe bezeichnet.

Außerdem hatte der Onkel noch geschrieben, daß er der Witwe und ihren Kindern zu einem guten Anfang behilflich sein und auch einen Beitrag zu den Reisekosten schiden wollte.

Was blieb der Frau anderes übrig, als seinem gut gemeinten Rat zu folgen; mochte sie sich auch noch so schwer von der Heimat trennen! In der damaligen Zeit, wo das Gebirge noch nicht durch Kleinbahnen erschlossen war, hing für die meisten seiner Bewohner die Fremde schon jenseits des Kreises an, aber zur Auswanderung nach Amerika entschlossen sie sich verhältnismäßig leichter als zur Ueberriedelung in einen nur einige Meilen entfernten Ort. In Amerika hatten sie Bekannte und Verwandte, und weil sie von den Großverhältnissen der Staaten keinen Begriff hatten, hofften sie allen dort so sicher zu begegnen wie einst den Vorangegangenen im Jeneseits.

Im Frühjahr hatte die Witwe den Brief aus Amerika erhalten und im Sommer Ader und Viehen mit der darauffolgenden Ernte verkauft. Auch Haus und Hof, mit allem, was dazu gehörte, hatte seinen Käufer gefunden, und nur die selbstgepönnenen Leinwandrate und etwas Bettzeug zur Ueberfahrt im Zwischendeck sollte nebst den Kleidern mitgenommen werden.

Nun war alles zur Abreise bereit und die Scheidestunde nahte. Am frühen Morgen war die Witwe mit ihren Kindern auf den erhöht über dem Dorfe gelegenen Friedhof gegangen, dessen uralte, hohe Bäume die Dorfbewohner auf ihren Feldern und mitten in ihrer Lebensarbeit an diejenigen erinnern, die dort davon ausrühen. Von wie manchem Grab hatte sie hier Abschied zu nehmen! Und ihre Tränen waren stärker gestossen bei dem Gedanken, daß sie ihre letzte Ruhestätte im fremden Lande finden würde. — Und dann hatten sie alle ihre Blicke noch einmal über das Heimatland und die es umgebenden Höhen schweifen lassen bis hinauf zu dem Berg, auf welchem die Häuser des hochgelegenen Bogelsberger Dorfes in der klaren Morgenbeleuchtung deutlich zu erkennen waren. Zum letztenmal! Warum schien auch die Sonne so golden über diese Höhen, über alle Dächer des Dorfes und bis ins grüne Tal der Ridder hinein? Das machte ja das Schreiben noch viel, viel schwerer!

Nach der Rückkehr von ihrem letzten Gang in der Heimat liebeten sich die Auswanderer zur Reise an, indem sie ihre besten Kleider dazu ansetzten; neu, modisch gemachte Kleider. Wie sehr diese unter dem Kohlenhaub und -Dunst der Eisenbahnen und der Salzenstadt leiden würden, ahnten die Landleute — die noch nie

gereift waren, noch nie eine Eisenbahn und noch viel weniger ein Schiff gesehen hatten — nicht.

Als aus Amerika die verbrochene Beisitzer zur Reise angekommen war, hatten es Mutter und Tochter für ihre Pflicht gehalten, sich so fein wie möglich zu der Reise nach dem „Neuen Amerika“ und zur Ankunft bei der Tante — die ihnen auf der Photographie so vornehm erschienen war — auszurüsten. Darin waren sie von dem jüdischen Kaufmann im Marktsiedeln, bei welchem sie die Stoffe zu den Kleidern gekauft hatten, und von der Näherin, die sie angefertigt hatte, noch behärlt worden.

Nun waren sie zum erstenmal damit geschmückt; und alle Leute die zum Beherwohlsagen kamen, sahen die jungen, in hellfarbige Sommerhösse gekleideten Mädchen wie fremde Erscheinungen an. So schöne Kleider hatte man in diesem Dorf noch nie gesehen!

Während aber modischer Fuß die meisten Bauernmädchen weniger gut kleidet als ihre volkstümliche Tracht, war er hier die passende Umrahmung für die jugendliche Gestalt und sanfte Schönheit der ältesten Tochter.

Die Tären in dem Auswandererhäuschen blieben weit geöffnet, denn es war ein fortwährendes Kommen und Gehen derer, die den Scheidenden noch einmal die Hand drücken wollten und meistens der Arbeit halber wieder bald nach Hause eilten: die Frauen, indem sie mit der über ihre Alltagsgewandung gebundenen besseren Schürze die reichlich fließenden Tränen trockneten. (Fortsetzung folgt.)

Erinnerungen eines alten Musikers.

Wilhelm Ganz, ein Mainzer Kind, kam 1848 als vierzehnjähriger Junge nach England, das ihm zur zweiten Heimat geworden ist, und eroberte sich bald als Klavierspieler, Orchesterleiter und Lehrer eine hervorragende Stellung im Londoner Musikleben, die er ein halbes Jahrhundert lang ehrenvoll behauptet hat. Mit besonderem Eifer ist Ganz alleszeit für die Einführung deutscher Musikwerke in England tätig gewesen. Hochbetagt hat er seine Erinnerungen an die zahlreichen hervorragenden Persönlichkeiten des europäischen Musiklebens, denen er auf seinem langen Lebenswege begegnet ist, in einem hübschen unterhaltenden Buche niedergelegt (Memories of a Musician, erschienen bei John Murray in London). Wen hat dieser Patriarch der Musikwelt nicht alles gesehen, gekannt, gesprochen! Richard Wagner lernte er zum ersten Male im Jahre 1877 in der englischen Niederlassung des Musikverlages Schott kennen, als der Meister nach London gekommen war, um eine Reihe seiner Werke in Konzerten zur Aufführung zu bringen. Wagner trug, als Ganz ihm vorgestellt wurde, Fälschung, weil er an Gift litt. Ganz konnte ihm durch Vorlegung einer Anzahl seiner Konzertprogramme zeigen, wie viele seiner Schöpfungen er in seinen Konzerten den Engländern bereits bekannt gemacht hatte. Wagner antwortet hierauf: „Das freut mich wirklich sehr, denn wir brauchen arg Geld“. In besonders enger Verbindung stand Ganz mit einem der bedeutendsten Verkünder und Dolmetscher der Kunst des Meisters, mit Hans Richter. Richter schrieb Ganz nach der Aufführung des Ringes im Covent Garden-Theater im Jahre 1903 einen sehr beziehenden Brief, den Ganz im deutschen Wortlaute mitteilt. Er lautet: „Für mich war das Schönste und Erfreulichste das Publikum; welche weisevolle Stille während, und welcher Enthusiasmus nach den Akten! Wenn man Wagnerverehrungen erleben will, muß man natürlich ins Ausland gehen. Noch immer werden die Schüler der Berliner Musikschule vor dem Besuche der Wagnerischen Werke gewarnt; selbst in der Zeit der tiefsten Verleumdung Verlust hätte es kein Professor oder Direktor des Pariser Conservatoire gewagt, die Schüler von dem Besuche Verliosscher Aufführungen abzuweisen; aber in Deutschland ist es noch heute — zwanzig Jahre nach des Meisters Tode — möglich, unehrerbietig über Richard Wagner reden zu hören.“

Zu den begeisterten Vorkämpfern für den Meister von Bayreuth und seine Sache hat bekanntlich vor seiner „Umkehr“ auch Hans v. Bülow gehört. In dieser seiner Wagnerzeit schrieb Bülow, der ja in seinen Meinungen ebenso extrem wie geistreich zu sein pflegte, einmal einer jungen Dame in ihr Stammbuch den gewagten Satz ein: „Wach, Beethoven, Brahms et tous les autres sont des crétins“. Der witzige Mozskowski hat diese kühne Behauptung, als er ihrer ansichtig wurde, sehr niedlich karikiert, indem er unter dieses Bülow-Wort den — nicht minder gewagten Satz schrieb: „Mendelssohn, Mennerbeer, Mozskowski et tout les autres sont — des Chrétiens“. A propos Mendelssohn! Ganz weiß ein amüsantes Bülow-Wort zu berichten, das diesem Tonmeister gilt. Eines Tages, als er bei einem Schüler eintritt, hört er ihn Mendelssohns Lieder ohne Worte spielen, wozu er prompt die Bemerkung machte: „Mendelssohn! Das ist eine Krankheit für die Jugend!“ Bülows Ironie traf aber nicht nur andere, er besah auch die Gabe der Selbstironie. Bei einem Konzerte, das er leitete, wirkte auch Frau Clara Novello mit, die ebenso stattlich wie Bülow schmachtig von Gestalt war. Das bewog ihn an den Oheim des Erzählers, der als Konzertmeister bei der Aufführung mitwirkte, die briefliche Frage zu richten: „Muß ich bei meiner anti-Murphy-Statut Madame Clara Novello vorkühren? Oder wird sich nicht ein besserer Cavalier zu dieser Repräsentation auf-

treiben lassen?“ Hierzu ist zu erinnern, daß besagter Murphy seinerzeit wegen seiner reisenden Figur als Sehenswürdigkeit durch die ganze Welt geführt wurde.

Ein Nebenbühler Bülows auf dem Gebiete witziger Antworten ist der berühmte Wiener Klaviermeister und Klavierpädagoge Leichetigly, der Lehrer Baderowskys. Eine Amerikanerin richtete an ihn einst die höchst amerikanische Frage, ob er Wagner oder Brahms vorziehe. Leichetigly gab ihr die überraschende Antwort: „Tschakowsky!“ Einen alten Klavierkünstler, der sich noch immer für einen tüchtigen Spieler hielt und öffentlich auftrat, kennzeichnete er mit dem hübschen Sage: „Er spielt die leichtesten Sachen mit der größten Schwierigkeit.“ Als in Leichetiglys Gegenwart einmal von dem Vermögen gesprochen wurde, das Bülowbauer sich erworben hätten, machte der Künstler ein allerliebtestes Wortspiel: „Chi sa piano, va sano“, — wer Pianos macht, geht gut; wir brauchen kaum darauf hinzuweisen, daß Leichetigly sich hier eine geistreiche Variation des bekannten italienischen Sprichwortes „Chi va piano, va sano“, erlaubt hat.

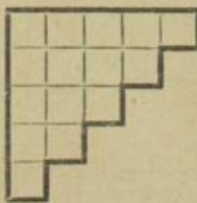
Sehr vielerlei und Hübsches weiß Ganz von der Patti zu erzählen, mit deren glänzenden Erfolgen in England er jahrzehntelang verknüpft gewesen ist. Er machte ihre Bekanntschaft bereits im Jahre 1861, als sie in Bellinis „Nachtwandlerin“ zum ersten Male in London auftrat und alsbald einen Riesentriumph errang. Sie erzählte Ganz damals, daß sie über einen Spielplan von 39 Opern verfüge und alle völlig auswendig wisse, sowohl den Text, wie auch die kleinsten Variationen und Modellen. Ihr Gedächtnis war überhaupt fabelhaft und vielleicht in der Geschichte der modernen Gesangesgrößen ohnegleichen. Dennoch war sie keineswegs von Nulliffenfieber frei, vielmehr befand sie sich jedesmal, bevor sie aufzutreten sollte, in höchster Erregung und oft sagte sie dann zu Ganz: „Ganz, was soll ich nur tun? Ich bin so schrecklich nervös, mein Herz klopfst fürchtbar.“ Ganz tat dann sein Bestes, sie zu beruhigen; stand die Patti aber erst einmal draußen und begann zu singen, so war ihr Nulliffenfieber spurlos verschwunden. Sie erzählte übrigens Ganz, daß Wagner wiederholt die Einladung an sie gerichtet habe, die Sopranrollen in Lohengrin und Tannhäuser zu singen. Auch übte besonders die Rolle der Elsa eine große Anziehungskraft auf sie aus, allein sie wagte nicht, sich daran zu versuchen, weil sie fürchtete, daß Wagners dramatische Rollen ihrer Stimme schaden würden. Bevor die Patti ihren berühmten Landis Craig-Kos erwarb, suchte sie nach einem Besitze in Italien und fand auch wirklich ein Schloß und Gut in der Nähe von Turin, das den prunkvollsten Namen Casa di Bal di Casotto führte. Um die Künstlerin anzulocken, machte der Besitzer sie noch besonders darauf aufmerksam, sie habe, wenn sie das Schloß erwerbe, das Recht, sich Herzogin von Bal di Casotto zu nennen. „Lieber Risotto“, verlegte die Patti und nahm von dem Kaufe Abstand. Schließlich sei noch ein hübsches Wort des witzigen Rossini berichtet, das Ganz erzählt. Rossini liebte es ganz und gar nicht, wenn die Sänger sich Änderungen in seiner Musik erlaubten. Einmal bemerkte er, daß der bekannte Moris Strakosch in eine seiner Arien ein Staccato eingeführt hatte, das Rossini nicht angegeben hatte. Rossinis Urteil über dieses Vorgehen war kurz und schlagend: „Das sind Strakoschonnerien!“

Büchertisch.

— „Die kronprinzlichen Kinder in Danzig Langsuh“ betitelt sich ein, auf Wunsch der Kronprinzessin von der Firma W. F. Burau, Danzig herausgegebenes kleines Werkchen, das 11 Aufnahmen der kronprinzlichen Kinder enthält. Die reizenden Aufnahmen zeigen die kronprinzlichen Kinder in ihrem ungewohnten Leben am Ostseestrande. Den Alleinstreiter für das Deutsche Reich hat der bekannte Kunstverlag Dary Rothenberg in Breslau übernommen, (Preis 1 Mk.).

— Eine Fahrt auf hoher See glauben wir mit best Seegeschichten „Unter falscher Flagge“ von Richard Küas zu machen, welche soeben in Kürschners Bücherstab Nr. 939 erschienen sind (Dermann Hülger Verlag, Berlin W. 9). Mit Sturm und Wellen ist der Verfasser, ein erstobter Seemann und Weltumsegler, ebenso vertraut, wie mit dem Menschenherzen in Stille und Aufrehr.

Magisches Dreieck.



In die Felder nebenstehender Figur sind die Buchstaben a a e e e k k l l a r s u a derart einzutragen, daß die einander entsprechenden wagerechten und senkrechten Reihen gleichlautend folgendes bedeuten:

- 1. Wohlriechende Blume,
- 2. Biblischen Namen,
- 3. Stadt in Persien,
- 4. Teil von Kurdistan,
- 5. Einen Buchstaben.

Auflösung in nächster Nummer.

Auflösung des Rätselrätsels in voriger Nummer; für die Juwelen ist das Beste gut genug.